

Passanten : Entwurf zu einem psychologischen Porträt des Sowjetjuden

Autor(en): **Markisch, Simon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **59 (1979)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Passanten

Entwurf zu einem psychologischen Porträt des Sowjetjuden

Die jüdische Emigration aus der UdSSR ist in ihr achttes Jahr getreten. Die Anzahl der Emigranten nähert sich der stattlichen Ziffer von 150 000. Nicht nur die Tage der ersten Begeisterung, der jubelnden Begegnungen, der Umarmungen und Tränen sind vergangen, nicht nur die Tage der ersten Enttäuschungen, Beleidigungen und Abkühlungen, sondern auch die der ersten Skandale, der hysterischen Angriffe auf die «historische Heimat» sowie der Bestürzung über diese Angriffe, aber auch über den beeindruckenden Strom, der aus Wien nicht nach Lod, sondern nach Rom fließt sowie eines weiteren, möglicherweise weniger eindrucksvollen, aber ebenso beharrlichen Stroms – jenes der unlängst «Repatriierten», die jenseits des Ozeans oder in Europa nach einer neuen Heimat suchen. Es ist offensichtlich an der Zeit, sich von erstaunten Fragen und erregten Auslassungen abzuwenden und weniger emotionale Genres aufzugreifen: sich zu bemühen, «sine ira et studio» diese für das Judentum und für den Westen neue Erscheinung zu klären – die des Sowjetjuden ausserhalb der Grenzen seiner eigentlichen (nicht historischen) Heimat.

Der vorliegende Aufsatz ist keineswegs auf erschöpfende Deutung angelegt. Er betrifft im wesentlichen nur einen bestimmten Teil jener dünnen Schicht von Neuemigranten, die man vielleicht (im Gegensatz zur «schweigenden Mehrheit») «die lärmende Minderheit» nennen könnte. Und zwar jenen Teil von ihr, der sich nur mühsam in seine neue Heimat einleben kann – ganz besonders natürlich in Israel. Hierbei muss vorausgeschickt werden, dass von Juden im wahren und eigentlichen Sinn des Wortes zu reden sein wird, nicht also von denen, die lediglich für Juden gehalten werden, sondern von jenen andern, die sich selber für Juden halten, d. h. von den Juden, die sich freiwillig und bewusst als solche verstehen. Es geht nicht so sehr darum, dieses Kriterium als das einzig gültige und einzig würdige herauszustellen, vielmehr soll ein psychologisches Porträt entworfen und von der inneren Motivation individuellen und sozialen Verhaltens gesprochen werden, wobei das genannte Kriterium ohnehin in den Vordergrund tritt.

Das erste, was man sich vergegenwärtigen muss, ist das geistige Gepäck,

mit dem der russische Jude die Grenze überschreitet. Nicht der bucharische (oder georgische) Jude, der sich bis in unsere Tage in seiner Eigenschaft als religiöse Minorität erhalten hat und folglich, auf Grund seiner sozialen Mikrostruktur, mit einer besonderen sozialen Psychologie ausgestattet ist; und auch nicht die Überreste des baltischen Judentums, bei dem die nationalen Traditionen – die alltäglichen ebenso wie die sprachlichen, die politischen, ja sogar die zionistischen und bundistischen Traditionen – trotz allem am Leben geblieben sind. Sondern der gewöhnliche *Sowjetbürger jüdischer Herkunft* (wie er offiziell von den Behörden genannt wird) aus Moskau, Leningrad, Kiew, Rostow am Don, der schon in der zweiten, wenn nicht gar in der dritten Generation assimiliert ist. Das Judentum ist für ihn eine rein negative Qualität: er ist aus irgendeinem Grund nicht so wie die andern und aus diesem von niemandem und auf keine Weise zu erklärenden Grund hat er Feindschaft und Unterdrückung verschiedenster Art zu erdulden. Im übrigen jedoch, in der Hauptsache, ist er genau so wie alle andern auch – ein gewöhnlicher Sowjetmensch. Und mit dem wichtigsten Charakteristikum des Sowjetmenschen muss man auch beginnen – bei der Ideenlosigkeit. Solschenizyn betrachtet als den grössten Feind und als stärkste Bedrohung die «Fortschrittliche Lehre», die marxistisch-leninistische Ideologie. In Wirklichkeit ist die Ideologie in der UdSSR eine leere Formalität, ein sprachliches Zeremoniell, eine Spielregel, der sich alle unterwerfen müssen, die aber niemand ernst nimmt. Schon 1965/1966 wurde diese Tatsache von den Machthabern selbst offen zugegeben – allerdings hinter verschlossenen Türen. Es entstand ein weltanschauliches Vakuum, eine moderne Analogie zu dem, was Platon im *Phaidon* als «Misologie» bezeichnet – Hass auf jeden Gedanken und auf jedes Wort, ein Hass, von dem Sokrates an der Schwelle zum Tod gesagt hat, es gebe nichts Gefährlicheres, als nach einer erlittenen geistigen Niederlage nicht bei sich selbst die Schuld zu suchen, nicht das eigene Denk- und Urteilsvermögen in Frage zu stellen, sondern den Gedanken als solchen, und damit also die menschliche Fähigkeit und Pflicht zum Denken pauschal in Zweifel zu ziehen und zu leugnen. Das ideologische Vakuum – entstanden aus dem Widerwillen gegen die offizielle, mit Gewalt aufgezwungene Weltanschauung – führt letztlich zur Leugnung und Ablehnung jeglicher Weltanschauung.

Die Natur, die keine Leere duldet, füllt das Vakuum mit dem auf, was sich gerade anbietet – teilweise von sich aus (daher nicht nur Alkoholismus und Drogensucht, sondern auch das offensichtliche Erstarken, wenn nicht gar die Wiedergeburt der Religiosität), zum andern Teil mit dem ausgesprochenen oder unausgesprochenen Segen der Machthaber: durch Karrierismus und Besitzgier, in erster Linie aber durch das, was offiziell als sowjetischer Patriotismus bezeichnet wird, eigentlich aber eine Variante

des russischen imperialen Chauvinismus darstellt (mit strenger Hierarchisierung des intranationalen Patriotismus und seiner Spielarten, angefangen beim zweifellos wichtigsten – dem russischen – bis hin zum nichtigsten – dem tschukotischen oder nenzischen). Doch die Juden haben in dieser Hierarchie keinen Platz: sie gelten nicht als Nation, und Nationalstolz steht ihnen folglich nicht zu. Und auch keine nationale Geschichte, keine nationale Kultur, keine nationalen Sitten und Gebräuche. Seit 1946, angefangen mit den bekannten Parteidekreten zu ideologischen Fragen, bringt die sowjetische Propaganda allen sowjetischen Bürgern, darunter auch den «Sowjetbürgern jüdischer Herkunft» bei, dass der Jude ein heimatloser Kosmopolit, ein Schmarotzer am fremden Tisch, ein Verleumder, ein potentieller Verräter sei. Und das ist schon nicht mehr bloss ein Teil der offiziellen Doktrin, die man gleichgültig übergehen kann (wie etwa die Lehre vom Klassenkampf oder von Basis und Überbau), es ist vielmehr abgestützt durch die Tradition der grossen russischen Literatur (es genügt, Gogol und Dostojewskij zu nennen), es findet Echo und Billigung bei den Andersdenkenden konservativer Richtung, bei russischen und andern Nationalisten, die in denselben Gefängnissen und Lagern sitzen wie die nationalistischen Juden. Das allgemeine geistige Vakuum wird ausschliesslich – gemäss den sowjetischen Voraussetzungen – aufgefüllt und noch vertieft durch ein intensiv empfundenes Gefühl der Entwurzelung (durch jenen Komplex, den Simone Weil «le déracinement» genannt hat).

Im weiteren muss man sich sodann den Eigenschaften zuwenden, von denen die Intelligenz geprägt ist, sowie der besonderen Situation des Juden innerhalb dieser Gruppe. – Die Intelligenz ist erfüllt vom geschärften Bewusstsein ihrer Auserwählt- und Überlegenheit, ihrer Exklusivität und Elitarität. Dieses Bewusstsein ist sowohl gegen ihren ewigen Feind, die Obrigkeit, wie auch gegen ihren einstigen Götzen, das Volk, gerichtet. Das Hass oder Ekel ausdrückende «sie», «die dort», «jene» – das gilt heute dem ZK-Funktionär ebenso wie dem Sanitärspengler, dem Ministerialbeamten wie auch der Milchfrau auf dem Markt, dem Fabrikdirektor wie dem «Arbeits-tier», den Militärs wie der uniformierten «Arbeiter- und Bauernjugend». Die festgefahrenen Kontakte zu «denen» verstärken noch das Gefühl der Exklusivität.

Die unteren sozialen Schichten, die «Erzeuger materieller Werte» (nach sowjetischer Terminologie), antworten mit entsprechender Feindseligkeit und Verachtung, wenn nicht gar mit unverstelltem Hass. Dagegen ist bei den sozial Höhergestellten die Feindseligkeit mit Achtung und sogar mit einem gewissen Neid gemischt. In der vorrevolutionären russischen Gesellschaft haben weder Administration noch Industrie- und Finanzbourgeoisie jemals die Elite gestellt. Die aristokratische Elite jedoch wurde durch den

Bürgerkrieg, durch Emigration und Terror vernichtet. Somit erweist sich die Intelligenz als einzige gesetzmässige, durch Tradition bewährte und legitimierte elitäre Gruppe, und nur diese (obzwar schwankende) Tradition bleibt in Kraft. Nicht nur hochgestellte Parteifunktionäre und Staatsangestellte, sondern auch die Generäle des KGB sind bemüht, in die Salons der frondierenden Intelligenz aufgenommen zu werden; es schmeichelt ihnen, mit Schriftstellern, Künstlern, Schauspielern, die von ihnen abhängig sind, auf freundschaftlichem Fuss zu stehen, und sie suchen diese Freundschaft, schmeicheln denen, die unter ihrer Vormundschaft stehen.

Die Zugehörigkeit zur Intelligenz garantiert ferner ein minimales Ein- und Auskommen. Wegen des niedrigen Lebensstandards und angesichts der Tatsache, dass die Möglichkeiten, Geld auszugeben, wegen der Dürftigkeit, der Einförmigkeit und der geringen Qualität des Warenangebots, wegen der Unmöglichkeit, Dienstleistungen zu beanspruchen, die im Westen selbstverständlich sind, und wegen der zahllosen administrativen Einschränkungen äusserst gering sind, bemüht sich der Angehörige der Intelligenz auch häufig gar nicht um höheren Lohn und gibt sich gern mit dem Existenzminimum zufrieden. Für einen Künstler ist es unvergleichlich viel leichter, dieses Minimum zu verdienen, als für einen Arbeiter oder Büroangestellten, geschweige denn für einen Bauern. Um aus den Künsten beispielshalber die Literatur herauszugreifen: allein in Moskau leben Tausende von den diversen literarischen Aktivitäten (Rezensieren, Redigieren, Edieren und Annotieren von Sammelwerken sowie gelegentliche Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften), und die meisten von ihnen sind stolz auf ihre geistige Arbeit und ihre unabhängige Stellung; sie suchen nicht nur keine feste Anstellung, sondern verachten geradezu solche Kollegen, die gegen Lohn arbeiten und frühmorgens ihre Verlage und Redaktionen aufsuchen müssen.

Auf der andern Seite erweist sich eben diese Intelligenz als die reichste Bevölkerungsschicht (sieht man einmal vom wirtschaftskriminellen Untergrund und von den Partei- oder Regierungsspitzen ab). Die Einkommen bekannter Filmemacher, Dramatiker und Prosaiker (sogar einiger Dichter, besonders wenn sie als Liedermacher tätig sind) sind für sowjetische Verhältnisse märchenhaft. Der sowjetischen Vorstellung von den Superreichen entspricht auch die Elite der wissenschaftlichen Intelligenz.

Der «*jüdische* Intellektuelle» ist ein komplexer und, vor allem, ein völlig heterogener Begriff. Nach offiziellen sowjetischen Vorstellungen fällt unter diesen Begriff jeder, der als Jude «registriert» ist, d. h. jeder, der in seinem Personalausweis als Jude bezeichnet ist. (Es muss daran erinnert werden, dass ein solcher Eintrag obligatorisch ist und dass er nicht die Religions-, sondern die Rassenzugehörigkeit bezeichnet.) Anders gesagt:

nach offizieller Vorstellung ist die Sache klar und eindeutig. In Wirklichkeit aber antwortet in der heutigen – der nachstalinistischen und posttotalitären – Zeit auf die Frage «Wer bin ich?» weniger die Obrigkeit als vielmehr das individuelle Selbstbewusstsein.

Die traditionelle, in die besten Zeiten der russischen Intelligenz zurückreichende Antwort lautet: ich bin ein Angehöriger der *Intelligenz*; d. h., die Frage nach der Nationalität wird schlicht als mittelalterliches Relikt abgetan. Es gibt darüber natürlich keine Statistik, aber der Autor dieser Zeilen ist der Meinung, dass heute nur eine geringe Anzahl von (ihrer Herkunft nach) jüdischen Intellektuellen in diesem Sinn antworten würden. Man kann eine solche Antwort eher von einem Russen hören, der sich bemüht, die Beunruhigung und Zweifel seines jüdischen Freundes zu beschwichtigen: «Wovon redest du? Was für eine Jude bist du denn? Du bist ebensowenig ein Jude, wie ich Russe bin – wir sind beide Angehörige der Intelligenz. Das ist doch die einzige ‚Nation‘, der anzugehören man froh und stolz sein kann.» Generell ist zu sagen, dass der Internationalismus der Intelligenz in der Sowjetunion heute offensichtlich nicht mehr Anhänger hat als der proletarische Internationalismus. Ihn aber überhaupt nicht in Betracht zu ziehen, wäre falsch: bei den Emigranten führt er gelegentlich zu ziemlich starken Rückfällen.

Die zweite Antwort: ich bin Angehöriger der *russischen* Intelligenz. In ihrem Bereich sind recht verschiedene, manchmal sogar fast gegensätzliche Schattierungen möglich. Im Jahr 1970 fand in Moskau eine Pressekonferenz statt, bei der mehr als ein halbes Hundert hochgestellter Juden ihre Treue zur Sowjetmacht und ihre Abscheu vor dem Zionismus und vor Israel bekundeten. Freiwillige unter ihnen gab es wenige, und bei der Rekrutierung der Teilnehmer hatten die Organisatoren entweder Drohungen ausgesprochen oder grosszügige Versprechungen gemacht. Aber nicht alle Kandidaten erwiesen sich im gewünschten Mass als nachgiebig – oder feige. Einige lehnten es rundweg ab, das Wort zu ergreifen, und beschwerten sich aufs heftigste. Niemand erhob vernünftiger und ehrlicher Einspruch als der Philosoph Michail Lifschitz, Altkommunist, unerschütterlicher Marxist und Lieblingsschüler des berühmten Georg Lukács. «Man hat mich auf Grund eines Missverständnisses eingeladen», sagte er: «Ich bin kein Jude, sondern ein russischer Intellektueller.» – «Aber in den Dokumenten sind Sie als Jude eingetragen?» – «Ja, doch das hat keine Bedeutung, das ist eine bürokratische Formalität. Ich bin ein russischer Intellektueller – sowohl für mich persönlich wie auch für meine Freunde und alle Gleichgesinnten.» – In diesem Fall bedeutet «russisch» soviel wie «dem russischen Territorium zugehörig», d. h., es bezeichnet nicht eine nationale, sondern eine geographische Zugehörigkeit.

Aber viel häufiger bedeutet «russisch» einfach eine Vorliebe für alles Russische, für die russische Kultur, die Geschichte, die Sprache – eine durchaus verständliche und echte Sympathie. Einer der ersten, die nach dem Tod Stalins anfangen, wahrheitsgetreu und mit grosser Liebe über das russische Dorf zu schreiben, war Jefim Dorosch, langjähriger Mitarbeiter der Zeitschrift *Nowyj mir*, der wohl wichtigsten Hochburg der liberalen sowjetischen Intelligenz. Später druckte er dann, ebenfalls in *Nowyj mir*, lyrisch-publizistische Aufzeichnungen über das nordwestliche Russland, den historischen Kern des russischen Staates und des russischen Imperiums; er lobte in höchsten Tönen den Hl. Sergius von Radonesch (eine für die damalige Zeit unerhörte Kühnheit), lobte den Gründer des Dreifaltigkeits- und Sergiusklosters, den grossen *Nationalheiligen* des russischen Volkes. Kaum einem Leser war bekannt, dass der Autor ein geborener Jude war und dass Dorosch nicht sein Familienname, sondern ein Pseudonym war. Nicht etwa deshalb, weil Dorosch sich seiner Herkunft geschämt oder sie verheimlicht hätte, sondern aus dem einfachen Grund, dass er tatsächlich nichts mit dem Judentum gemeinsam hatte. Nicht religiöse Motive bestimmten sein Handeln (er dürfte, wie die ganze Redaktion des *Nowyj mir*, Atheist gewesen sein), sondern eben das nationale Selbstbewusstsein.

Es kommt vor, dass das russische Selbstbewusstsein den russifizierten Juden bis zum Antisemitismus treibt. Manchmal ist solcher Übereifer eines Neophyten komisch, manchmal auch gefährlich. Im übrigen ist er jedoch niemals so gefährlich wie die Judephobie des Juden, der sich zur Spitze des Systems emporgearbeitet, sich die Lebensweise der oberen Klasse angeeignet (oder diese kopiert) hat – wozu, nicht zuletzt, Feindseligkeit und Abneigung gegen die Juden gehören. Der heutige Chefredaktor der *Literaturnaja gazeta*, des einflussreichsten offiziellen Presseorgans der UdSSR, Alexander Tschakowski, gab in Anwesenheit des Autors dieser Zeilen zu: «Ich kann die Juden nicht ausstehen!» So geschehen in einem jüdischen Haus, ringsherum lauter Juden, was die Annahme ausschliesst, Tschakowski habe seinen Gastgebern einmal mehr seine Verlässlichkeit demonstrieren wollen: seine Immunität gegen die Bazillen des jüdischen Nationalismus in all seinen Erscheinungsformen. Eher scheinen Tschakowski und seinesgleichen die Juden tatsächlich zu hassen; sie schaden ihnen nicht mehr bloss aus dienstlicher oder parteilicher Pflicht, wie es zur Zeit Kaganowitschs, des «führenden Juden» unter Stalin, der Fall war. Sie vertragen es nicht, dass man sie auch nur an ihre Herkunft erinnert, obzwar sie in unausweichlichen Situationen oder wenn es ihnen offensichtlich Nutzen bringt, gerne selbst daran erinnern. Derselbe Tschakowski «vertrat» beispielsweise das sowjetische Judentum bei der Enthüllung des

Denkmals für den Unbekannten Juden in Paris («Paris ist eine Messe wert!»), und im vorigen Jahr, als er am französischen Fernsehen auftrat, unterbrach er seinen Opponenten, Jean Daniel (Chefredaktor des *Nouvel observateur*), der eine längere Frage mit folgender Anrede einleitete: «Herr Tschakowski, Sie als Patriot und russischer Nationalist . . .» – «Ich bin kein russischer Nationalist, Herr Daniel, ich bin Jude», antwortete Tschakowski und eliminierte somit gleich die ganze Frage: es gab keine Notwendigkeit mehr, auf das Wesentliche einzugehen.

Die dritte Antwort: ich bin *Jude*. Auch hier gibt es nicht wenige Nuancen, angefangen bei der durchdachten, ausgereiften und festen Überzeugung, die sich aus langem (religiösem, politischem, kulturellem) Suchen ergeben hat, bis hin zur Spontanreaktion als Ergebnis einer zufälligen Beleidigung oder zufälliger Hochstimmung. Diese Gruppe ist im Westen viel besser bekannt als alle übrigen; jene, die ihr angehören oder angehörten, haben im Verlauf der letzten sieben Jahre manches über sich selbst berichtet. Tatsächlich setzen sich aber die Emigranten und die Emigrationswilligen nicht nur aus Mitgliedern dieser Gruppe zusammen. Aus verschiedenen Fakten kann man schliessen, dass es mehr und mehr Juden gibt, die, wenn sie sich einmal gesagt haben: «ich bin Jude», die Bezeichnung «russisch» oder «sowjetisch» beifügen und die auf solcher Bestimmung nicht weniger beharren als auf dem durch sie Bestimmten. Sie wollen Juden bleiben, wollen das Bewusstsein authentischer, nationaler Zugehörigkeit wiederherstellen (oder es finden), und zwar in der Heimat, in der Sowjetunion, in Russland. Unter ihnen gibt es sowohl Gläubige wie Atheisten, es gibt Kenner der jüdischen Kultur der verschiedenen Länder und Epochen, es gibt aber auch Juden, die auf diesem Gebiet, gelinde gesagt, wenig aufgeklärt sind, die den Ideen des Zionismus entweder nahestehen oder sie ablehnen. Aber sie alle eint die Entscheidung, nicht auszureisen – eine bewusste und verantwortungsvolle Entscheidung. Sie werden in der Regel weder zu Emigranten noch zu Repatrianten.

Und es gibt eine vierte Antwort: *ich weiss nicht*. Wie immer, ist diese Antwort am weitesten verbreitet. Die negative Charakteristik wird einem von aussen aufgedrängt (du bist nicht so wie die andern, bist schlimmer als alle andern), aber man muss kein gelehrter Logiker sein, um die Unmöglichkeit einer negativen Definition einzusehen und zu fühlen. Doch eine positive Bestimmung gibt es nicht, und man weiss nicht, woher man sie nehmen soll. Und so zieht man sich eben zurück: weiss nicht. Man darf jedoch nicht annehmen, die Gründe für das Nichtwissen seien ausnahmslos negativer Art. Zu ihnen gesellt sich eine Vielzahl von andern, zum Teil höchst moralischen Überlegungen. Zum Beispiel Reue, das Bewusstsein kollektiver Schuld. Wie kann ich mich dieser Realität verschliessen, die

Sowjetvolk heisst, wenn ich allein durch meine Teilnahme an seiner Existenz nicht nur an seinen Leiden, sondern auch an seinen Verbrechen mitbeteiligt bin? Oder noch einfacher, konkreter: das ganze Leben hat man mit diesem Volk verbracht, man hat zusammen gehungert und gefroren, man hat sich gemeinsam gefreut, hat gefeiert; es gab und gibt natürlich üble Burschen, erbitterte Antisemiten, aber es gibt auch Freunde, nächste und vertrauteste, näher und vertrauter als irgendeiner unter den eigenen Stammesgenossen, wie soll man sich von ihnen lösen, sich ihnen entgegenstellen?

Es ist klar, dass diese letzte Kategorie – wie jegliche neutrale Gruppe – fluktuiert und den andern Gruppen permanent Material liefert.

Letzten Sommer sprach der Autor dieser Zeilen mit einem ehemaligen Leningrader in Jerusalem. Alter: zwischen dreissig und vierzig. Verheiratet, Kinder. Der Ausbildung nach Philologe. Spezialgebiet: russische Literatur. In der UdSSR war er Schullehrer. Einige Jahre kämpfte er aktiv und tapfer um das Ausreisevisum, unterschrieb Briefe, traf sich mit ausländischen Korrespondenten, nahm an Hungerstreiks teil. Genauso tapfer, ohne sich verstecken, sich brüsten oder heucheln zu wollen, erzählt er von sich. «Als ich in Jerusalem eine Wohnung bekommen hatte und zum erstenmal aus den *eigenen* Fenstern schaute, dachte ich, ich sei auf dem Mond. Wohin bin ich nur gekommen, wohin habe ich meine Familie gebracht?» Er arbeitet, verdient, beklagt sich nicht. Schimpft nicht auf Israel. Interessiert sich aber für nichts – ausser für die russische Lyrik des 20. Jahrhunderts. Allem Jüdischen gegenüber ist er völlig indifferent, handle es sich nun um das jüdische Altertum, das Mittelalter oder die russisch-jüdische Kultur. «Wollen Sie sich denn nicht um eine Stelle irgendwo in Europa oder in Amerika bemühen und russische Literatur unterrichten? Dort wäre ja auch das russische Emigrantendasein eine Realität, und nicht ein Phantom.» – «Nein. Abzureisen – das würde bedeuten, den letzten Respekt vor sich selbst zu verlieren, die letzte Selbstrechtfertigung.» Alles übrige wäre somit verloren: das Leben im eigenen Land, unter Verwandten und Bekannten, zum Nutzen des Volkes, in dem man, selbstvergessen, aufgegangen ist. Sagte man sich doch in Erwartung der Ausreise: liessen sie mich hier bloss raus – ich wäre bereit, das Erdreich umzugraben und Orangen zu pflücken. Und heute wälzen sie nun russische Bücher und sowjetische Erinnerungen.

(Aus dem Russischen von Felix Philipp Ingold)